

Ignaz Miller

1918

Der Weg zum Frieden

**Europa und das Ende
des Ersten Weltkriegs**

NZZ LIBRO E-Book

NZZ Libro

Wilhelm Groener, geboren 1867, hatte die Generalstabsausbildung an der Kriegsakademie in Berlin 1896 als Jahrgangsbester absolviert. Der Württemberger und Sohn eines bescheidenen Zahlmeisters war eine Ausnahmeerscheinung im preussisch dominierten Generalstab mit seiner unverkennbar feudalen Note. Helmuth von Moltke hatte ihn neben Erich Ludendorff als möglichen Chef der Operationsabteilung (Aufmarsch) ausgespäht, wies ihm aber schliesslich das Transportwesen und damit den Nachschub zu. Mit seinem ausgeprägten Verständnis für die Voraussetzungen der (modernen) Kriegsführung erwies sich Wilhelm Groener als die perfekte Besetzung. Sein ausgefeilter Mobilmachungsaufmarsch bestand im August 1914 die Bewährungsprobe glänzend.³

Der deutsche Angriff auf Frankreich mit dem Ziel der schnellen Vernichtung lief sich jedoch bereits Anfang September 1914 - vier Wochen nach Kriegsbeginn - an der Marne fest.

Es war eine Krise für eine ganze Generation von Generalstäblern. Sie war auf den Plan ihres vergötterten Chefs Alfred von Schlieffen - «das Genie» - gedrillt worden und hatte keine Alternative. Der 1833 geborene Graf von Schlieffen hatte den Generalstab seines Nachfolgers Helmuth von Moltke (der Jüngere) von 1891 bis 1905 geleitet. Dessen unzeremonielle Ablösung am 13. September 1914 behob die Krise des deutschen Angriffs weniger, als dass sie sie kaschierte.

Wie Groener in seiner Analyse des Scheiterns an der Marne festhielt, «war unsere Führung wohl allen taktischen Anforderungen gewachsen, die an sie herantraten, nicht aber den operativen. Den Generalstab und die höheren Führer zu operativem Denken zu erziehen, war Schlieffens Ziel gewesen, aber die praktische operative Übung in grösserem Rahmen fiel im Frieden fast vollkommen aus. Vor eine solche Aufgabe wurde der Kommandierende General nur im Kaisermanöver gestellt, und das war ein- oder zweimal in seiner militärischen Laufbahn [...]. Es war unser Glück, dass auf der Feindseite der gleiche Mangel an operativem Blick herrschte wie bei uns. Joffre war kein grösserer Stratege als Moltke [...]. Nur in einem Punkt war der französische Generalissimus dem deutschen als Führer weit überlegen: er besass Energie und Selbstvertrauen.»⁴

Moltkes Nachfolger war der am Hof gern gelittene und ebenfalls im Schatten Schlieffens aufgewachsene Erich von Falkenhayn.⁵ Der neue

Generalstabschef konnte gar nicht anders denken und handeln als im Geist seiner beiden Vorgänger.

Entsprechend konzentrierte sich der Liebling des Kaisers darauf, die an der Marne verlorene operative Initiative zurückzugewinnen. Unter seiner Führung versuchte die OHL (Oberste Heeresleitung), den Angriff wieder aufzunehmen und die franko-britisch-belgischen Armeen in ihrer offenen Flanke zu fassen.

Dieser durchschaubare Versuch mündete in einen Wettlauf zum Meer. Dass sich das Gros der belgischen Armee beizeiten aus der belagerten Festung Antwerpen hatte absetzen können, erleichterte den deutschen Kräften die Aufgabe sicher nicht. Zumal die Oberste Heeresleitung meinte, mit Belgien längst abgeschlossen zu haben, zu ihrer unangenehmen Überraschung jedoch anderweitig belehrt wurde.

Am 28. September trug Falkenhayn dem Kaiser vor: «Unser rechter Flügel – die Sache unverständlich – ist nicht in der Lage, sich gegen den linken Flügel der Franzosen durchzusetzen. Unsere fünf Korps schaffen es nicht, die französischen Kräfte definitiv auszuschalten, wiewohl die an dieser Stelle nicht über eine numerische Überlegenheit verfügen.»⁶

Es folgte ein neuer Umfassungsversuch bei Arras unter dem Kommando des bayerischen Kronprinzen Rupprecht. Die Schlacht dauerte vom 2. bis zum 9. Oktober. In Erwartung des Sieges am folgenden Tag reiste der Kaiser am 4. Oktober an.

Er hatte nicht mit Ferdinand Foch gerechnet.

Joffre hatte seinen besten Mann mit der Führung der 2. und der frisch gebildeten 10. Armee sowie der Territorialkräfte betraut. Foch steifte Louis Ernest de Maud'huy, dem Kommandeur der 10. Armee, in seiner verzweifelten Lage umgehend den Rücken: «Ich kenne nur drei Arten zu kämpfen: angreifen, halten oder abhauen. Ich verbiete Ihnen Letzteres! Suchen Sie sich eine der beiden Ersteren aus».⁷

Maud'huy hielt. Damit blieben Arras und Roye unter französischer Kontrolle. Maud'huy hatte vier Wochen zuvor noch die 16. Infanteriedivision kommandiert, dann ein Korps übernommen, um sich jetzt an der Spitze einer notmässig gebildeten Armee wiederzufinden.⁸ Joffre hatte gleich stangenweise die Generäle ablösen lassen, die der Härte der Abwehrkämpfe nicht gewachsen waren.

Der deutsche Sturm Lauf scheiterte schliesslich definitiv vor Ypern.

Falkenhayn hatte sich «festgebissen», wie Wilhelm Groener notierte. Knappe fünf Wochen dauerte die Schlacht um das belgische Städtchen unweit der Atlantikküste.

Der frisch gekürte OHL-Chef fand angesichts der aufgelaufenen Verluste nicht mehr die Energie, die Schlacht beizeiten abzubrechen. Unter dieser Unfähigkeit der obersten militärischen Führer zur rechtzeitigen Einsicht in eine misslungene Operation sollten in den folgenden Kriegsjahren die alliierten Armeen fast noch mehr leiden als die kaiserlichen.⁹

Erst am 13. November 1914 rang sich die Oberste Heeresleitung (OHL) – faktisch der grosse Generalstab im Feld – dazu durch, den nötigen Entschluss zu fassen. Die «enormen Verluste» hatten die Höhe von 100 000 Mann erreicht.¹⁰ Dem britischen Expeditionskorps erging es in der Verteidigung nicht viel besser als den Angreifern. Es verlor in der Abwehrschlacht vor Ypern 80 Prozent seiner Bestände, schaffte es aber, die Front zu halten.

Der OHL-Chef sah die Westfront als kriegsentscheidend an. Im Gegensatz zu Hindenburg und Ludendorff. Die wollten den Schwerpunkt auf den Osten setzen und bestürmten den Generalstabschef, die Front im Osten verstärken.

Wie berechtigt Falkenhayns Annahme war, sollte sich im Jahr 1918 zeigen. Russland im März 1918 den Friedensvertrag von Brest-Litowsk abgezwungen zu haben und weite Gebiete vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer zu beherrschen, erwies sich als wertlos, band aber weiterhin gut eine Million Soldaten.¹¹

Die Entscheidung fiel im Westen. Dort setzten sich die in der Zwischenzeit mechanisch stark aufgerüsteten – und seit dem Frühjahr 1918 unter einem gemeinsamen Oberkommando geführten – Armeen der Alliierten gegen die ausgelaugten deutschen Kräfte durch.

Falkenhayn und seine engsten Mitarbeiter in der OHL – allesamt erzogen im Glauben an die eigene Überlegenheit – vertrauten aber auch 1915, im Jahr der allgemeinen Kriegsverlegenheit, weiterhin darauf, doch noch die operative Initiative zurückzugewinnen und die überlegene Manövrierfähigkeit der anerkannt gut geführten deutschen Armeen auszuspielen. So konnte sich die Idee des Wettlaufs ans Meer durchsetzen. Ein Jahr später kam dann der Versuch, in Verdun durchzustossen. Im Grunde sollten beide Schlachten den Fehler an der

Marne ausbügeln und den Schlieffen-Plan in extremis retten.

Gleichzeitig sah der OHL-Chef die Grenzen des Möglichen. So meinte Erich von Falkenhayn im März 1915 nur, dass der «Krieg keinen vollen militärischen Erfolg bringen» werde. Er sah vielmehr, dass sich die Möglichkeit eines «zweiten punischen Krieges» abzeichnete.¹² Der dann mit dem Zweiten Weltkrieg bereits 21 Jahre später auch kam.

«Diese Unterhaltung», so Groener, «zeigt, dass Falkenhayn damals einer der wenigen Militärs war, die nüchtern und richtig die Dinge betrachteten. Hätte er nur auch die Folgerungen aus seiner Einsicht gezogen und sich mit dem Reichskanzler zusammengetan, um den Krieg, von dem er keinen vollen Erfolg mehr erhoffte, auf politischem Wege zu beenden. Aber der Mut, sich öffentlich zu seiner Einsicht zu bekennen, fehlte ihm; auch er liess die innere Stimme gar zu gerne durch die äusseren Erfolge beruhigen und betäuben. Niemand hat es gewagt, der Lage klar ins Auge zu sehen.»¹³

Zu den Eigenheiten des politischen Systems in Deutschland gehörte, dass die strategisch-politische Initiative gänzlich der Obersten Heeresleitung überlassen blieb. Die Regierung nahm keinerlei Einfluss. («Aber die Politik ist doch Strategie», so ein überraschter Charles de Gaulle Jahrzehnte später, als ihm der deutsche Bundeskanzler Ludwig Erhard gestand: «Von Strategie verstehe er nichts.») Der Kaiser war nominell oberster Kriegsherr, liess sich aber von der Heeresleitung steuern.

Der Reichskanzler Bethmann-Hollweg verfolgte die Ereignisse ebenfalls passiv. Nicht anders seine Nachfolger. Ebenso begnügte sich das Parlament bis 1917 mit einer Zuschauerrolle. Der Generalstabschef war faktisch niemandem rechenschaftspflichtig.

Solange ihm keine groben Fehler unterliefen oder eine offenkundige Überforderung vorlag – wie bei Falkenhayns Vorgänger Helmuth von Moltke –, war er sakrosankt.

Moltkes Ablösung erfolgte jedoch höchst informell – auf Druck der weiteren Armeeführung und der Hofkamarilla, aber sicher nicht auf Druck des Kaisers.¹⁴ Einem modernen Staat entsprach dieses Ablösungsprozedere nur sehr bedingt. Unübersehbar sind vielmehr gewisse Ähnlichkeiten mit der altgermanischen Gepflogenheit, sich bei erkennbarem Heilsverlust – wie eben einer misslungenen Schlacht – ihrer Führer unzeremoniell zu entledigen.

Dabei wurde die Lage nicht besser. Wie Wilhelm Groener am 1. August 1915 notierte: «Das erste Kriegsjahr ist zu Ende. Im Westen ist das festgehalten und gesichert, was der schlieffensche Gedanke in einem mächtigen Ansturm uns eingebracht hat. Die Entscheidung dort ist bereits Ende August (1914) gefallen. Was seitdem im Westen geschehen, ist der Tapferkeit der Truppen und der Entschlossenheit der Führung zuzuschreiben, nichts von dem wieder aufzugeben ...»¹⁵

Bereits am 30. April 1915 hatte er zur folgenreichen Wirkung des missglückten Plans notiert: «Es ist unser Verhängnis, seit dem ersten Aufmarsch nie wieder an entscheidender Stelle stark genug zu sein. Wir haben uns unserer Stärke törichterweise selbst beraubt, als wir die 6. und 7. Armee nicht dem schlieffenschen Aufmarsch entsprechend eingesetzt haben. Davon geht die Kette aus, die unsere operative Freiheit mehr und mehr fesselt. Das ist die Frucht der bösen Tat, die fortzeugend Böses muss gebären, das Fatum, dem wir nicht mehr entrinnen können, wenn uns nicht noch ein Glücksfall in den Schoss fällt. Diesen Zufall erhofft man von dem Zusammenbruch der Russen oder vom Tod des Grossfürsten Nikolai Nikolajewitsch, der an Leberkrebs leiden soll.»¹⁶

Nicht anders als Groener beurteilte Georges Clemenceau den (misslungenen) Schlieffen-Plan. Als er in der Krise von 1917 die Regierungsgeschäfte in Paris übernahm, bemerkte er zu seinem Kabinettschef Henri Mordacq: «Ich meine, dass die gefährlichste Krise, die das Land überstanden hat, die am Anfang des Krieges war. Die Deutschen haben sich eine Gelegenheit entgehen lassen, uns zu vernichten.»¹⁷

In der Zwischenzeit erfolgte der Serbienfeldzug, glänzend geführt von August von Mackensen und seinem überragenden Generalstabschef Hans von Seeckt. Der Feldzug ging einher mit dem Kriegseintritt Bulgariens an der Seite der Mittelmächte Deutschland/Österreich-Ungarn. Allerdings gelang es der ans Meer abgedrängten serbischen Armee, ein Drittel der Mannschaftsbestände zu retten.

Die französische Marine transportierte sie nach Korfu und Bizerta an der tunesischen Küste. Die Neuaufstellung von sechs Divisionen (110 000 Mann) erfolgte mit französischem Material und französischen Instruktoern. Stationiert wurde die neue serbische Armee im griechischen Saloniki und eingesetzt schliesslich 1918 unter dem